

Die erste höhere Schule in Höchst

Ihren Ursprung hatte die Leibnizschule vor 175 Jahren in einem früheren Gasthof. Die Geschichte des Gymnasiums ist eng mit der des Stadtteils verknüpft.

Von Matthias Trautsch

Eigentlich brauchte Höchst keine höhere Bildungsstätte. Im Jahr 1843 war der heutige Frankfurter Stadtteil eine verschlafene nassauische Landstadt. Die gerade einmal 2000 Einwohner ernährten sich vom Ackerbau, von der Viehzucht und vom Fischfang, und die wenigen Handwerker mussten auf Wanderschaft gehen, weil es im Ort nicht genügend Aufträge gab. So schildert der Historiker Wolfgang Metternich die Situation vor 175 Jahren. Gestern hielt er die Festrede bei der Akademischen Feier zum Jubiläum der Leibnizschule.

Während im Ruhrgebiet schon die industrielle Revolution gedämpft habe, „schlief Höchst noch“, sagte Metternich, der sein Abitur 1967 an der Leibnizschule gemacht hat. In Höchst habe es kein Bildungsbürgertum gegeben, und Frankfurt sei weit weg gewesen. Nicht nur in geographischer Hinsicht: Das katholische, kurmainzisch geprägte Höchst habe mit der protestantischen Bürgerstadt wenig verbunden. Ein erster Versuch, eine Realschule zu betreiben, war schon 1822 gescheitert, und auch die Anfangsjahre der heutigen Leibnizschule verliefen holprig.

Als Unterrichtsort diente das vormalige Gasthaus zum Weißen Ross. 1890 konnte das nunmehrige Real-Progymnasium einen Neubau an der Luciusstraße beziehen, in dem sich heute die Robert-Koch-Schule befindet. 1901 wurden zum ersten Mal Abiturzeugnisse vergeben – „danach hatten wir ein richtiges wilhelminisches Gymnasium, in dem man auch die ‚Feuerzangenbowle‘ hätte drehen können“, sagte Metternich. Allerdings währte die preußische Bildungsgloria nur bis zum Ersten Weltkrieg. Viele Lehrer und Schüler gingen freiwillig an die Front und verloren ihr Leben.

Die Weimarer Zeit sei für die Schule wechselhaft gewesen, sagte der promovierte Historiker und Stadtteilkenner. Konservative, teils reaktionäre Kräfte hätten es den wenigen Arbeiterkindern unter den Schülern schwermgemacht. Im Nationalsozialismus seien dann jüdische und andere dem Regime missliebige Lehrer und Schüler vertrieben worden, und auch noch nach dem Zweiten Weltkrieg hätten gestrige Kräfte im Kollegium dominiert. Ein Zeichen des Aufbruchs sei dann 1960 der Neubau an der Gebeschusstraße gewesen. „Ganz, ganz langsam zog auch der neue Geist ein“, sagte Metternich. Damit allerdings stehe die Leibnizschule nicht allein: „Schulen sind keine Vorreiter, sondern hinken der gesellschaftlichen Entwicklung hinterher.“

Wenn die Leibnizschule ihrer Zeit auch nicht voraus war, so ist ihre Geschichte doch ein mit dem erst 1928 eingemeindeten Stadtteil verknüpft. Die Höchster nannten ihre Schule lange schlicht „das Gymnasium“, und auch viele Kinder aus dem benachbarten Main-Taunus-Kreis, dessen Verwaltungssitz Höchst bis in die achtziger Jahre war, legten an der Gebeschusstraße das Abitur



Klangvoll: Musik ist ein Schwerpunkt der Leibnizschule. Anfangs kam sie im Gasthof zum Weißen Ross unter, 1890 erhielt sie das erste eigene Gebäude, 1960 wurde der Neubau an der Gebeschusstraße eröffnet. Fotos Leibnizschule, metternichart



ab. Entsprechend groß war gestern die Beteiligung an der Akademischen Feier, die im benachbarten Bikuz stattfand. Wie Schulleiterin Sabine Pressler sagte, beginnt mit der Feier ein Festjahr, dessen Programm bis in den Herbst reicht. Unter anderem sind Ausstellungen, ein Spendenlauf, Konzerte und im September ein Fest für Ehemalige geplant.

Nach dem Universallehrten Gottfried Wilhelm Leibniz ist die Schule erst seit 1956 benannt; seit 1975 ist sie nur noch ein Mittelstufengymnasium. Die Oberstufe ging zusammen mit jener der Helene-Lange-Schule in dem heutigen Friedrich-Dessauer-Gymnasium auf. So entstand der Höchster Schulverbund: Die Schüler der beiden Mittelstufengymnasien wechseln nach der zehnten Klasse in



das im Bikuz beheimatete Oberstufengymnasium.

Als Vertreter des Staatlichen Schulamtes, also des Landes Hessen, gratulierte der Leitende Schulamtsdirektor Dieter Sauerhoff zum Jubiläum. Etwas provokant fragte er, ob man tatsächlich von 175 Jahren sprechen könne, da die Leibnizschule doch die längste Zeit davon andere Namen getragen und andere Schulformen gehabt habe. Wer so kleinlich denke, der verkenne nach Sauerhoffs Meinung jedoch, dass Schulen immer Entwicklungen unterworfen seien. „Sie sind Teil des Lebens.“ Identität heiße zu bewahren, aber auch, sich zu verändern.

Wie viel sich seit Mitte des 19. Jahrhunderts verändert hat, machte Bildungsdezernentin Sylvia Weber (SPD) deut-

lich. Zwar habe die damalige Realschule schon 1859 auch Mädchen unterrichtet, allerdings nicht in Algebra, Geometrie, Chemie und Physik. Außerdem habe das Schulgeld für Jungen 15 Gulden, für Mädchen aber 20 betragen. Es sei offenbar klar gewesen, dass Naturwissenschaften nichts für Mädchen seien und diese auch den restlichen Stoff so schlecht begriffen, dass der höhere Lehraufwand entsprechend vergütet werden müsse.

Heute besuchen rund 820 Mädchen und Jungen die Schule, zu deren Schwerpunkt außer Naturwissenschaften und Sprachen die Musik gehört. Eindrucksvolle Beispiele dafür brachten die Schüler bei der Akademischen Feier zu Gehör, etwa mit der „Morgenstimmung“ aus Edvard Griegs „Peer Gynt“-Suite und der

Arie des Papageno aus Mozarts „Zauberflöte“.

Nicht nur musikalisch, sondern auch symbolisch berührend war der Beitrag der jungen Geigerin Kosima Shirazi, die schon auf das Friedrich-Dessauer-Gymnasium gewechselt ist. Die Tochter eines persischen Vaters und einer deutschen Mutter spielte gestern die Titelmelodie aus dem Film „Schindlers Liste“ – auf einer wertvollen Geige, die unter Lebensgefahr über zwei Weltkriege gerettet wurde. Das Instrument erhielt sie vor kurzem vom „Mendelssohn Wettbewerb Junge Musiker Hochtaunus- und Main-Taunus-Kreis“. Der Verein fördert mit der Leihgabe ein Ausnahmetalent, dessen Können über die Grenzen hinauswächst, die das eigene Instrument setzt.

Krebs trifft auch die Seele

Verein sammelt Spenden für Psychoonkologie

Während die Mutter im Arztzimmer von Andreas Werner über ihre Krebserkrankung spricht, sitzt ihre zehnjährige Tochter im Wartezimmer und malt. Ihr Bild zeigt ein rotes Herz, das in der Mitte auseinanderbricht. Auf der einen Seite steht der Name des Kindes, auf der anderen „Mama“. Sie hat offensichtlich große Angst, ihre Mutter durch die Krankheit zu verlieren und von ihr getrennt zu werden.

Werner ist nicht nur Arzt, sondern auch Vorstandsmitglied des Vereins „Projekt Schmetterling“, der seit elf Jahren Spenden für die psychoonkologische Betreuung von Krebspatienten sammelt. Die besondere Situation von Kindern, deren Eltern an Krebs erkranken, werde zu wenig beachtet. Die meisten Krankenkassen zahlten die psychologische Betreuung der Kinder nicht. Der Verein könne aber immer nur exemplarisch arbeiten. Deshalb wolle er Vertreter des Landes, der Krankenkassen und der Krankenhäuser an einen Tisch holen, um zu klären, wie entsprechende Beratungsstellen dauerhaft finanziert werden könnten.

Im vergangenen Jahr ist ein großer Teil der gesammelten Spenden in Höhe von 200 000 Euro für das Pilotprojekt der psychoonkologischen und psychosozialen Betreuung von Kopf-Hals-Tumorpatienten verwendet worden. Sharam Ghanaati, stellvertretender Direktor der Klinik für Mund-, Kiefer- und Plastische Gesichtschirurgie der Universitätsklinik in Frankfurt, erläuterte mit drastischen Bildern, wie entstellend eine Krebsoperation im Gesicht sein kann. „Ich kann doch nicht einfach zu einem Patienten sagen: Sie verlieren dabei Ihre Zunge und einen Teil Ihres Kehlkopfes, können nicht mehr essen und sprechen, aber alles wird gut“, sagte er. „Wir müssen den Patienten schon vor der Operation, aber auch für die Zeit danach etwas anbieten, das sie begleitet.“

Er als Arzt stehe ständig im Operationssaal und habe keine Zeit. Doch dank „Projekt Schmetterling“ stünden nun eine Ärztin und eine Psychoonkologin als Team dafür bereit. Das sei in seiner Fachrichtung für ganz Deutschland einmalig. Die Patienten, die meist wochenlang in der Klinik bleiben müssten, hätten so immer einen Ansprechpartner. „Die Patienten haben massive Angst, denn sie können zunächst nicht mehr schlucken und sprechen.“

Tumoren im Gesicht und in der Mundhöhle gehörten zu den häufigsten Krebsarten. Ihre Früherkennung und eine schnell einsetzende Therapie seien besonders wichtig. Jeder Arzt, spezialisierte Ghanaati, müsse seinen Patienten in den Mund schauen, um Geschwüre rechtzeitig zu entdecken.

„Wenn die Diagnose Krebs einen erwischt, öffnet sich ein Abgrund“, sagt Lälpe. Das Gesundheitssystem finanziere bislang nur in wenigen Kliniken Psychoonkologie, etwa in Frankfurt und Mainz. „Wir kümmern uns um die Mittel, die fehlen, denn Hoffnung und Wille der Patienten sind für die Krankheitsbewältigung sehr wichtig.“ In zehn Jahren kamen 1,2 Millionen Euro an Spenden zusammen, mehr als 20 000 Patienten sind betreut worden. Positiv sieht Lälpe, dass zunehmend Männer offen seien für Gespräche mit Psychologen: Ihr Anteil liege inzwischen bei 42 Prozent. prop.

Der unsichtbare Busfahrer

Erstaunlich ungefährlich zeigt sich der autonome Bus auf dem Hochschulgelände am Nibelungenplatz

Skeptische Tester fragen am Informationsstand nach der Zukunft ohne Busfahrer. Eine sichere Antwort darauf haben die Vertreter von Verkehrsgesellschaft Frankfurt und Continental nicht. Die Frage scheint auch noch nicht allzu akut, denn zuerst soll es hier um die Begeisterung an den technischen Errungenschaften und um die Vorführung ebendieser gehen.

Die Fahrt auf dem Campus der University of Applied Science wird von einem Mitarbeiter der Firma Easymile begleitet, die das selbstfahrende Fahrzeug her- und bereitgestellt hat. Man muss schon staunen, wenn man sieht, wie genau das Fahrzeug vor den auf ihre Handys starrenden Studenten stehen bleibt, und stellt fest, dass es der Begleitperson eigentlich nicht bedürfte. Oder doch? An einem der sechs Sitze hat sich eine Schraube gelöst, die wieder angezogen werden muss. Bevor der Mensch sich also gänzlich in die Hände der Maschinen begibt, sind sie zumindest in diesem Fall noch auf ihn angewiesen. Ein autonomer Handwerksroboter rückt jedenfalls nicht an, um den Sitz zu befestigen. „Aber das kommt auch noch“, sagt ein junger Fahrgast und steigt ein. „Irgendwann“, spricht er weiter, werde ohnehin alles von Robotern gesteuert.

Sein Sitznachbar, ein älterer Herr, hält der Euphorie des Jungen die realen Probleme entgegen, an die die Umsetzung dieser Vorstellung gebunden sei. Ob sich die jetzige Organisation des Stadtverkehrs für die Einführung überhaupt eigne und wie man den Ängsten der Bürger begegne – diese Fragen blieben offen. Und am Ende sei das eben wie alles auch eine Frage des Geldes, das dürfe man nicht vergessen.

Der Bus leert sich. Am zweiten Tag sind Andrang und Schaulust nicht ganz so groß wie am ersten. Da verhält es sich mit dem sich selbst bewegendem Objekt wie mit allem Neuen – sobald sich der Überraschungseffekt verflüchtigt hat, setzt der Prozess der Gewöhnung ein.

Am Informationsstand sieht man die Dinge ohnehin etwas nüchterner. Hinter der technologischen Entwicklung verbirgt sich eben vor allem die wirtschaftliche Chance. Ab 2030 sei mit den ersten autonomen Verkehrsmitteln zu rechnen.

Die Studenten sind von der Präsentation des selbstfahrenden Busses angetan, zeige es ihnen doch, in welche Arbeitsfelder sie ihr Studium führen könne.

Continental entwickelt die Technologie für das französische Unternehmen Easymile. An der Berliner Charité, wo die autonomen Busse gleich für zwei Jahre und nicht wie in Frankfurt nur für drei Tage getestet werden, ist der Weg in die Notfallstation ein bisschen kürzer als in Frankfurt, aber auch das Bürgerhospital befindet sich in unmittelbarer Nähe zur University of Applied Sciences.

Zufall oder vielleicht Absicht? Das bleibt ungeklärt, denn Verletzte oder gar Tote wie bei jüngsten Testfahrten in den Vereinigten Staaten hat es noch nicht gegeben. Und zur Sicherheit ist ja immer noch ein Mitarbeiter an Bord, der die Notfallbremse betätigen könnte. Seine Anwesenheit hat aber auch symbolischen Charakter. Schritt für Schritt solle sich der Wandel vollziehen.

Und irgendwann dann ganz ohne Busfahrer? Einige der freiwilligen Fahrgäste möchten sich so eine Zukunft nicht wirklich ausmalen. Eine ältere Dame fragt, mit wem man denn reden solle, wenn man alleine in den Bus einsteige, oder wer auf einen warte, wenn man es nicht rechtzeitig zur Tür schaffe. Ja, das wird die Zukunft zeigen, denn noch sind autonome Roboter nicht so prägend. Und noch kann man die echten Busfahrer bei ihrer Arbeit bestaunen. Vielleicht wird man dann gelassener auf ein ruppiges Lenkmanöver oder ein zu lautes Hupen reagieren. Bis in den Städten nur noch Geisterbusse unterwegs sind, ist es noch ein längerer Weg. niwe.



Zukunft auf Rädern: Die Studenten haben sich an den Bus schon gewöhnt. Foto Fricke

VERSTEIGERUNGEN

Leihhäuser Grüne Stadtteilkommission

Im Auftrag der Firma
Grünes Leihhäuser, Inh. Herm. Grüne KG
 Filiale Frankfurt am Main, Am Hauptbahnhof (Ecke Kaiserstraße)
versteigere ich Dienstag, 24. April 2018, ab 10.00 Uhr,
Bürgerhaus Bornheim, Ffm., Arnsburger Straße 24,
 die nicht eingelösten Pfänder von Nr. 1.494.801 bis 1.496.100.
 Besichtigung am gleichen Tage von 8.00 – 10.00 Uhr.
Letzter Einlösetag: Donnerstag, 19. April 2018.
 Gold- und Silberschmuck sowie Gebrauchsgegenstände aller Art
www.auktionen-rueckert.de
www.leihhaus.de

VERANSTALTUNGEN

Garten- und Landhaustage
 zum 17. Mal im **Schlosspark Laubach**
 bei Gießen

Verwöhnen Sie sich und Ihre Familie mit einem Bummel durch den bezaubernden Park. Mehr als 150 Aussteller präsentieren

- großen Blumen- und Pflanzenmärkte
- handwerkliche Arbeiten
- Wohnideen für Haus und Garten
- Mode und Accessoires
- kulinarische Spezialitäten
- großes Rahmen-Programm

20.-22. April 2018

An allen 3 Tagen kostenloser Shuttle-Service ab Daxenstraße/ Ecke Bürgelweg

Eintrittspreise:
 Tageskarte Freitag 6,50 €
 Samstag oder Sonntag 8,50 €
 3-Tageskarte 16,00 €

Öffnungszeiten:
 Freitag: 14-19 Uhr
 Samstag: 10-19 Uhr
 Sonntag: 10-18 Uhr

Kinder und Jugendliche bis 14 Jahre frei

www.laubachtage.de